

Theologische Gestalten

Kuhn, Helmut, Romano Guardini – Philosoph der Sorge. Eos-Verlag, St. Ottilien 1987, 96 S.

Als Nachlese zum Guardini-Jahr (1985) und gleichsam zur Nachbereitung seines (nicht immer in die Tiefe dringenden) Ertrages schenkt H. Kuhn (der in diesem Jahr selbst seinen 90. Geburtstag feiert) den Guardini-Freunden wie der Fachwelt eine Darstellung der Person und des Werkes dieses »klassischen Moralisten« (S. 74), die trotz ihrer gestraften Kürze (oder vielleicht gerade deshalb) den Kern dessen trifft, was Guardini als »christliche Innerlichkeit« (so die Einleitung) ausprägen wollte. H. Kuhn nähert sich seinem »Gegenstand« in einer mehrdimensionalen Betrachtungsweise, näherhin in einer Sicht, die auf den Menschen und die menschliche Gemeinschaft als Aufgabe der »praxis humana« zielt, ferner unter dem Aspekt des christlichen Glaubens, der diese Praxis beleben und beseelen soll und schließlich unter dem Blickwinkel der Gemeinschaft der Kirche, in welcher der Glaube allein gezeugt und erhalten werden kann, dies vor allem in der Form des gelebten Glaubens in der Liturgie. Diese Optik entspricht durchaus der Gedankenbewegung Guardinis, die sich in einem liebend-kritischen Zugriff der ganzen abendländischen Geistesgeschichte zuwandte (I.), sich diese im »innerlichen Weltbild« (II.) christlich anverwandelte, um so den »Menschen in der Geschichte« (III.) zu verstehen und ihm im Überzeitlichen der Kirche als dem »Corpus Christi« seine Heimstatt anzudeuten.

H. Kuhn kann ein solches, zu einer Wesensschau der Person- und Werkgeschichte Guardinis dringendes Unternehmen, das er selbst gelegentlich als ein »Wagnis« bezeichnet, in Angriff nehmen, weil er als Schüler, als Kollege und langjähriger Freund Guardinis den Gedankenweg des Altmeisters mitging und an seiner inneren Bewegtheit in einer geistigen Gleichgestimmtheit Anteil hatte. Was so unstreitig als Vorzug für die kongeniale Interpretation gelten darf, mag von einem kritischen Beurteiler auch als Gefahr der Einförmigkeit in die eigene Gedankenwelt oder gar der Verformung durch das Selbstdenken ausgegeben werden.

Aber der Hermeneutiker H. Kuhn, der selbst bei kritischer Distanz gegenüber modischen her-

meneutischen Trends um die Notwendigkeit wie auch um die Grenzen der geisteswissenschaftlichen Verstehenslehre weiß, kommt dieser Gefahr ernstlich niemals nahe. Das zeigt sich nicht nur daran, daß er an entscheidenden Stellen das Werk Guardinis auch kritisch beleuchtet (so u. a. dessen Verhältnis zur Systematik; das Fehlen der kritischen Absicherung [S. 38] seiner Exegese historischer Gestalten und Phänomene; die nicht ganz gelungene ontologische Fundierung der Glaubenslehre in den »Theologischen Briefen« [S. 83]), sondern vor allem auch an der durchgehaltenen Unterscheidung zwischen der eigenen, heutigen Fragestellung, wie zwischen der Antwort des Autors und ihrer Erhebung in ein höheres gemeinsames Allgemeines, auf das beide bezogen bleiben. Dieses höhere Allgemeine ist für H. Kuhn die Geschichtsphilosophie, auf deren Feld er das eigentliche Anliegen und das denkerische Vorhaben Guardinis angesiedelt findet, womit auch die immer wieder gestellte Frage nach dem Oszillieren Guardinis zwischen Philosophie und Theologie beantwortet wird. Aber es war eine Geschichtsphilosophie, welche die abendländische Geistesgeschichte nicht ohne den Einschlag des Christentums betrachtete, so immer auch die »Unterscheidung des Christlichen« übte und das Wesen des »Christlichen Bewußtseins« immer deutlicher konturierte.

Diesen Voraussetzungen Rechnung tragend, nimmt die Darstellung H. Kuhns zuerst Guardinis »Gespräch mit der Geistesgeschichte« auf, in dem, bei Sokrates und Plato beginnend, der Strom der Gedanken Augustins, Bonaventuras, Dantes, Pascals, Hölderlins, Dostojewskijs und Rilkes gleichsam wieder zum Fließen gebracht, aber auch auf das Feld der Neuzeit geleitet wird, was nicht ohne Aufweis des Widerständigen geht, das an Gestalten wie W. Dilthey, M. Heidegger, C. G. Jung, R. Bultmann u. a. aufgewiesen wird. Dabei geht es H. Kuhn nicht um ein bloßes Referieren des von Guardini Gedachten, auch nicht um seine historisierende Nachkonstruktion, sondern um eine lebendige Weiterführung des Gespräches in der gemeinsamen Sorge um den Menschen und um seine Zukunft.

Der Autor, der in der verstehenden Erschließung des Gedankenweges Guardinis selbst eine

Fülle von erhellenden Durchblicken durch die abendländische Geistes- und Glaubensgeschichte bietet, will damit seinen Gewährsmann vor allem als »geschichtlichen Denker« ausweisen, der allerdings in der »Unterscheidung des Christlichen« auch um die Gefährdung des »Geschichtlichen« wußte und ihr durch eine christliche Aus- und Aufarbeitung seines Inhaltes begegnete, während man sich heute weithin dem Sog der historischen Bewegung überläßt und dies unbedacht und unbekümmert als Neuerung ausgibt.

Die Umgrenzung dieses Begriffes, der heute gern in seinem relativistischen Zwielficht belassen wird, geschieht vor allem unter dem Thema »Der Mensch in der Geschichte« (III). Hier werden auch solche, weithin nicht mehr erkannte Merkmale einbezogen wie: Schöpfung, Menschwerdung, Paradieseswelt und Unschuld, endzeitliches Gericht (nach den »Theologischen Briefen« Guardinis). Diese inhaltliche Füllung des Begriffes läßt sich schon seine strukturellen Eigenheiten erkennen: Zu einem solchen Verstehen der Geschichte gehört auch »die Weisheit der Tradition, die eine Führung durch die Kirche erforderlich macht«, und »die Ethik, die durch die Dauerhaftigkeit der Gebote verbürgt wird«. Nach Guardini gewährleistet nur eine solche Ethik, »daß das Werden richtig werde« (S. 69).

In diesen Voraussetzungen hat dann das dem Altmeister wie seinem Interpreten gemeinsame Motiv eines verantworteten geschichtlichen Denkens seinen Ort, nämlich die Sorge um den Fähnrisen der Geschichte (zu denen auch die Sünde und die Macht gehören) ausgesetzten Menschen. »Die epimeleia, durch Sokrates und Plato zu einem philosophischen Grundwort« erhoben (S. 56), wird heute auch im christlichen Bereich kaum als angemessene Grundhaltung angesichts der Krise der Entwicklung anerkannt werden, selbst nicht, wenn man an die moderne Legitimierung dieses Existentials durch Heidegger erinnert wird (S. 56). Statt dessen läßt sich das moderne Durchschnittsbewußtsein von den wechselnden Antrieben utopischer Erwartung oder panischer Angst umtreiben. Die »Sorge um den Menschen«, die ein geistvoller Interpret Guardinis schon i. J. 1918 in der ersten Auflage des Werkes »Vom Geist der Liturgie« anklingen hörte, ist für Guardini nicht identisch mit einer geschichtlichen Hiobsbotschaft, wie sie auch nicht durch einen optimistischen Evolutionismus widerlegt wird, der heute eigentlich schon durch die Tatsachen ad absurdum geführt wird. Sie ist Ausdruck des »Kierkegaardschen Ernstes« (S. 68), tiefer gesehen: das Doppelantlitz der endlichen Freiheit, die den Menschen gottähnlich macht, aber auch die

Möglichkeit der Abweichung zum Bösen in sich schließt (S. 89). Aber daraus resultiert kein landläufiger Pessimismus. Selbst das viel diskutierte Buch vom »Ende der Neuzeit« ist kein Zeichen der Resignation, sondern eine Ahnung von der veränderten Gestalt eines Christentums und einer Kirche, die sich wieder neu auf die Tugenden des Ernstes, der Tapferkeit und der Freiheit besinnt und die um ihre alle weltliche Historizität überragende Ewigkeitsbedeutung weiß. Hier nimmt die prophetische Schau Guardinis, durch das Medium seines Interpreten noch stärker auf die Gegenwartssituation der Kirche bezogen, den Charakter einer neuen Spiritualität an, die aus der Spannung zwischen dem zeitlich Vorletzten und dem eschatologisch Letzten lebt.

Von dieser am Beispiel Guardinis wie in einer Skizze entworfenen Geschichtsphilosophie H. Kuhns gilt dasselbe, was der Autor über das Buch Guardinis »Vom Geist der Liturgie« sagt: »Groß nennen wir das Buch nicht wegen seines Umfangs..., sondern wegen seiner Bedeutung«.

L. Scheffczyk, München

Börsig-Hover, Lina: Das personale Antlitz des Menschen. Eine Untersuchung zum Personbegriff bei Romano Guardini. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1987, 148 S.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um eine Dissertation aus dem Jahr 1985/86, die von Professor Dr. Eugen Biser betreut wurde. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Frage, wie Romano Guardini den Menschen der Neuzeit sieht und deutet. Betrachtet sich der Mensch nicht immer mehr als Maß aller Dinge, verliert er die Fähigkeit zur Transzendenz? Für Guardini ist es wichtig, daß der Mensch die Balance zwischen Immanenz und Transzendenz finden muß. Er muß um seine personale Würde wissen und zugleich seine eigene Endlichkeit erkennen. Alle diese Eigenschaften kann er nur gewinnen, wenn er sich als jemand sieht, der an der Unendlichkeit des absoluten Du partizipiert. Die Autorin stand vor dem Problem, daß Guardini zu diesen Fragen keine geschlossenen Werke vorlegt, daß ihm ein systematisches Denken zu fehlen scheint. Sein Denken ist als konzentrisch zu bezeichnen; die genannten Gedankengänge liegen als Ganzes in seinen Werken. Schon früh machte Guardini auf drei Gefahren aufmerksam: den Positivismus, den technokratischen Funktionalismus und den Strukturalismus. Guardini, so arbeitet die Dissertation heraus, läßt sich sowohl von der platonischen Wesensschau als auch von Augustinus leiten. Mit